

Raffaellino

Autor(en): **Münzer, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **23 (1919)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571433>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Raffaellino.

Novelle von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.

Er eröffnete den zweiten Teil des Programms und war die Hauptnummer. Das Haus war ausverkauft. Um seiner Willen waren sogar einige Kinder mit in das Variété genommen worden. Die frivolen Chansons, so überlegten die zärtlichen Eltern, würden ja von ihnen nicht begriffen werden, und die wohlherzogenen Knaben hätten ja noch kein Verständnis für die pikanten Auschnitte der Tänzerinnen und Diseusen. Dagegen müßte es auf ein Kindergemüt von anfeuerndem Einfluß sein, zu sehen, wie da ein zartes Kind, mit dem Talent eines Großen begabt, sich künstlerisch produzierte und in dem Alter frühesten Unmündigkeit sich ein Vermögen erwarb. In einigen Logen saßen also wohlgepflegte Knaben und Mädchen, die mit fiebrigen Augen, bleich oder rot glühend, völlig verwirrt in den glänzenden Saal starrten und nun auf den Vorhang, der sich teilte, leise rauschend, aber in ihren Ohren brausend, als wiche ein Meer und ließe die Gasse frei, auf der jetzt das Kind heranschritt.

An der Hand einer Dame, die in grüner Seidenrobe eine weiße Gipüreschleppe hinter sich herzog, betrat ein Knabe die Bühne. Er trug einen weißen Tuchanzug, ein Matrosenblüschen, und auf dem linken Ärmel war die französische Flagge eingestickt. Sein braunes, glänzendes Haar war russisch verschnitten. Er sah zu Boden, blickte aber auf, als er an der Rampe stand, und sah mit ernstesten dunkeln Augen ernst in den Saal hinein. Er verbeugte sich ein wenig, schien nicht zu hören, daß man ihn lebhaft akklamierte, und begab sich in die Mitte der Bühne. Dort stand eine große Tafel, auf der dunkles Schieferpapier befestigt war, davor ein Tritt und ein Tisch, auf dessen Platte farbige Kreiden schön geordnet lagen.

Die pompöse Dame sagte in künstlich hartem Deutsch, indem sie unvoreteilhaft so nah an der Rampe stand, daß sie von unten her fahl beleuchtet wurde und alt und unheimlich erschien, sie sagte: „Meine Damen und Herren, es ist Raffaellinos erstes Auftreten in Deutschland, und ich hoffe, er wird sich hier dieselben Sympathien erwerben, die ihm zwei andere Nationen

bereits entgegenbringen. Er sollte vor Ihnen nicht eher auftreten, als bis sein phänomenales Können durchaus gesichert war.“

Hier grunzte ein Herr im Parkett, und in den Logen flüsternten einige freimütige Damen.

Die Grüne fuhr fort: „Raffaellino, sieben Jahre alt, vermag, Ihnen jedes gewünschte Bild in wenigen Minuten zu produzieren. In seinem kleinen Hirn beherbergt er die Fülle der Erscheinungen, und hindernislos gibt seine Hand die Visionen seines Auges wieder. Ein rätselhaft eingeborenes Genie befähigt ihn, blitzschnell die Welt im Bilde zu bannen.“

Das Parkett erschauerte unter dieser Phrase, und auf der Galerie rief das wunderbare Pathos der Dame eine fast gefährliche Spannung wach.

„Ich bitte die verehrten Anwesenden,“ endete sie ihren Speech mit erhobener Stimme, „mir einen Wunsch zuzurufen. Eine Landschaft, wenn Sie wünschen, ein Idealkopf, ein Stillleben, eine Figurenszene. Sie dürfen Einzelheiten nennen. Um ein Beispiel zu geben, etwa: ein Stillleben, bestehend aus einem Schwan, Ananas, Trauben und goldenem Pokal. Oder: eine Landschaft mit Bergen, Wasserfall und Viehherde. Also, ich bitte!“ Und lauschend neigte sie den Oberkörper vor. Aber vorerst erhob sich nur ein wütendes Klatschen.

Raffaellino, der siebenjährige Künstler, stand indessen unbeweglich vor seiner Staffelei. Einen Fuß hatte er auf den Tritt gestellt, eine Hand in die Hüfte gestemmt, und ernst und starr sah der schöne Knabe gradeaus in den Saal, über das Parkett hinweg, über die Tische hinten, von denen Zigarrenrauch sich emporküllte, auf die Türen, die hinter roten Samtvorhängen verschwanden, von gelblivrierten Dienern behütet. Jetzt, das wußte er, schwamm draußen der rote Vollmond durch den Stadtdunst und übermalte die Welt zauberisch und geheimnisvoll; die Straßen leerten sich, wunderliche Dachsilhouetten schnitten in den helleren Himmel, und das elektrische

Licht kämpfte auf offenen Plätzen mit dem Mond. Menschen wandelten wie Schatten, und der Fluß wogte, als wenn das Spiegelbild des Mondes ihn aufregte...

Die Dame an der Rampe verbeugte sich und wiederholte ihre Bitte. Endlich sagte eine Stimme von den Biertischen her, dumpf und tief wie aus einem Abgrund: „Ein Stillleben aus Maßkrügen und Rettich!“

Er hatte einige Lacher auf seiner Seite, aber Poetischere protestierten unwillig, und ein Studentendistant rief: „Susanna im Bade!“

Es gab ein Hallo, und das Publikum schien bereit, den Humor der Nummer selbst bestreiten zu wollen.

„Ein Rosenbukett!“ rief eine mutige, dicke Frau, die einen weißen Federhut auf ihren Knien hielt.

„Die Geburt der Venus!“ dröhnte das sonst geschonte Organ eines Kommis.

Die Logen beteiligten sich nicht an diesem Wirrwarr.

Ein Einjähriger schnarrte: „Ein Schlachtenbild!“ Ihn übertönte ein gebildeter Herr: „Odysseus und Nausikaa!“ Und eine Dame mit Vincenez und ohne Brust rief gellend: „Dido auf dem Scheiterhaufen!“

Die Grüne an der Rampe hob ihre runden Arme, an denen der Puder wie dicker Flaum klebte. Sie kannte das alles seit den acht Monaten, die sie mit Raffaellino von Bühne zu Bühne zog. In das endliche Schweigen hinein sagte sie sanft: „Ich muß natürlich bitten, keine Aufgaben stellen zu wollen, die den Ideenkreis und die Bildung des Knaben überschreiten. Es kann sich nur um Vorwürfe handeln, die seiner Anschauung und Erfahrung gemäß sind. Ich bitte also um ein Thema, das einer wenn auch ungewöhnlichen, so doch kindlichen Fassungs-gabe entspricht. Ich bitte.“

Es wurde still. Und in die Stille hinein sagte von irgendwoher die sanfte, ein wenig zitternde Stimme eines jungen Mädchens: „Eine Mondscheinlandschaft, ein Fluß, Pappeln und eine Bank.“

„Danke,“ sagte Madame in jenen Menschenknäuel hinab, aus dem die leise, süße Stimme heraufgeklungen war. „So

ist es recht. Ich bin verstanden ... Raffaellino,“ und sie wandte sich um zu dem Knaben, der nichts gehört zu haben schien, „Raffaellino, un paysage au clair de lune. Ecoutes-tu? Ein Fluß, eine Bank, Pappeln.“

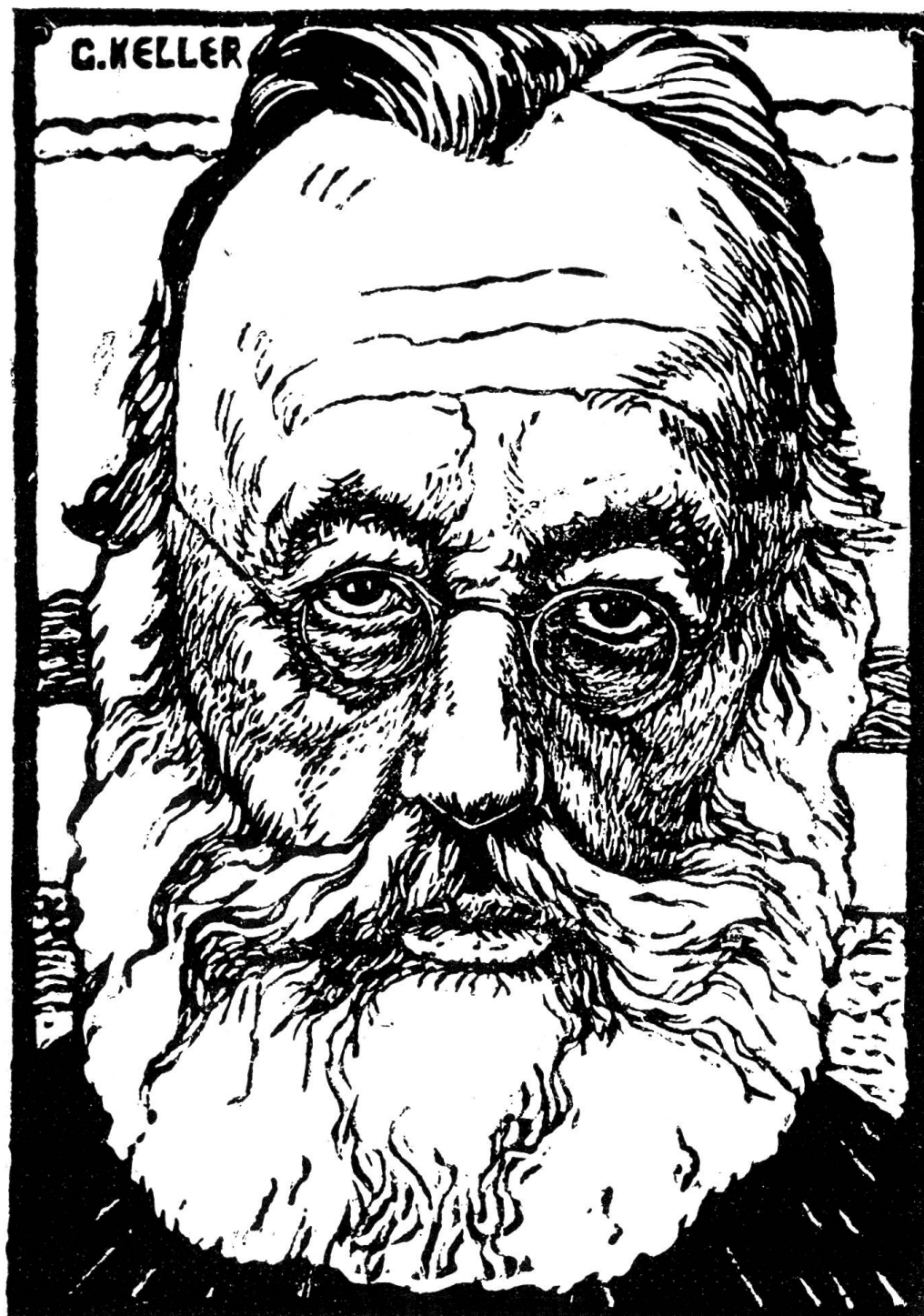
Sie trat zur Seite und verharrte in einer Pose, die ihrem Busen und der linken Hüfte von Vorteil und Reiz war.

Raffaellino blieb in seiner Stellung. Sein Blick verdunkelte sich, und in sein blaßes Kinder Gesicht trat ein leidenschaftlich gespannter Ausdruck. Lauschte er oder sah er? Was gab ihm sein Dämonion ein, was zeigte es ihm? Entüllte sich diesem Kinderblick, in den plötzlich ein Genius eingekehrt schien, eine Landschaft in blau und weiß mit ziehendem Fluß und einem feierlichen Pappelreigen? Wie in einer Hypnose, starr und mechanisch, hob sich des Knaben Hand nach den Kreiden. Hatte er das Bild im Auge? Etwas wie ein Lächeln — oder Weinen? — zog schattenhaft über die untere Hälfte seines Gesichts. Hundert Operngläser waren auf ihn gerichtet. Er stand im Brennpunkt tausender Blicke, und von diesen schien das Licht sich auf ihm zu sammeln.

Ein kleines Mädchen in einer Loge rief laut: „Mama, er glänzt!“

Da erwachte der Knabe. Er nahm eine gelbe Kreide, wandte sich langsam um zur Staffelei, trat auf den zierlichen Tritt, und die Linke noch immer anmutig wie ein David des Verrocchio in die Hüfte gestützt, hob er die rechte Hand und zog quer über das schwarze Papier, rasch und sicher eine sanft geschwungene Linie, die wie Gold glänzte und sofort Mondschein suggerierte. Zugleich hub auf ein Zeichen des Kapellmeisters, der, wie nur ein rechter Variétédirigent, forsch, resolut und sozusagen schön war, die Musik leise zu spielen an und begleitete mit einem schmachttenden Walzer die Arbeit des kleinen Malers.

Anfangs sah man nicht recht, was auf dem Papier entstand. Die kleine, blaße feine Hand huschte darauf hin und her, und sie hinterließ goldene, dann silberne Spuren. Plötzlich stieß jemand im Saal einen Ruf aus. Es mochten zwei Minuten vergangen sein, und unversehens



Karl Hänny, Bern.

Gottfried Keller.
Originalholzschnitt.

stand auf dem Papier eine mondlichtumrandete Pappel, steil und schlank, an einem Fluß, der silbern sich wälzte, und aus dem Dunkel wuchs ein zweiter Baum, feierlich starr, die nordische Zypresse.

„Wachset,“ dachte der kleine Maler, „wachset, ihr schönen Bäume, raget in die Nacht, schauert nicht! Da ist der Mond, seht ihr ihn? Da kommt er hinten über den Horizont herauf, das milde Auge, das euch beglänzt. Ziehe, o Strom, atme sacht und leise. Ströme an der Bank vorbei. Einsam steht sie an deinem Ufer. Worauf wartet sie? Könnte ich auf ihr sitzen! In die Nacht horchen! Das silberne Licht erleben!“

Und ganz in Gedanken zeichnete er eine Gestalt, die auf der Bank saß. Ihre weiße Silhouette vereint Melancholie, Sehnsucht und Hoffnungslosigkeit. Sie schien in den Mond hineinzustarren, ganz verzehrt von einem namenlosen Wunsch.

Raffaellino zog müde eine Wellenlinie des Geländes, er schraffierte ein Gebüsch, den Umriß einer Hütte und ließ die Kreide fallen. Langsam stieg er von seinem Tritt, wuschte sich die Hände in einem rotseidenen Tüchlein ab und stellte sich, wie man es ihn gelehrt, mit einem bescheiden triumphierenden Lächeln neben die Staffelei. Zugleich hob die Dame in Grün ihren feinsten runden Arm, krümmte die kurzen Finger und zeigte mit der Geste, die aus dem Zirkus und dem Variété stammt, auf das fertige Bild.

Die Musik brach jäh ab, und die vereinigten Trompeten bliesen einen strahlenden Tusch. Aber das Publikum klatschte schon längst. Es raste, Hand gegen Hand schlagend, es schlug mit den Absäßen und den Biergläsern an Boden und Tisch, es rief allerlei Unverständliches.

Das Kind auf der Bühne verneigte sich ernst. Es dachte: „Was wißt ihr? O du Vieh da unten, was glöbst du und schreist? In fünf Minuten mache ich dir ein Kunststück vor, das ich verachte, und du hältst es für Kunst! Dein Pojaz bin ich und möchte ein Künstler sein. Ich bin Künstler und muß mich für dich auf den Kopf stellen. Ahnst du das Gefühl in der Linie dieser Pappel und empfindest du, daß dieser Flußlauf eine Musik macht? Klatscht, klatscht! Ist denn keiner unter

euch, der mich erkennt, der schweigt und weint und fortgeht, weil er es nicht mit ansehen kann? Ihr, ihr seid dieselben, die Nachtigallen in Käfige sperren und sich freuen, Löwen einem Korporal gehorchen zu sehen! Seht ihr denn nicht, daß ich vergewaltigt werde? Ihr werdet belogen. Ich bin neun Jahre alt und nicht sieben, und damit ich schwächlich und schmal und klein bleibe, muß ich hungern und frieren und elender leben als der letzte auf der Galerie. Ich muß, umherziehend und euch amüsierend, dümmere und ungelehrter bleiben als ein Tagelöhnerkind. Der Ärmste hat noch die Straße, auf der er wandern kann. Ich bin im Käfig und muß singen, wenn man's befiehlt. Gefällt euch das Lied des Gefangenen?“

Aber dabei verbeugte er sich einige Male ernst und zierlich mit unbewegtem Gesicht. Auf der Staffelei glänzte die nächtliche Landschaft still und schön. Es war eine Melodie in ihr, die Ahnung einer großen Kunst, ein Geheimnis. Mit weißer und gelber Kreide war auf dem schwarzen Papier eine feierliche Stimmung entstanden, ein Stück Schönheit war aus dem Nichts getaucht, hervorgeholt von einer blassen Kinderhand.

Die Bierstimme im Parterre sagte: „Donnerwetter!“, der Studentendiskant rief: „Tadellos!“ Die mutige Frau mit dem weißen Hut im Schoß sagte: „Du, Männe, das finde ich direkt ergreifend,“ und der Kommis zensurierte laut: „Prima!“ Die busenlose Dame sagte zu ihrer Begleiterin: „In der Tat, er ist ein Phänomen. Man muß die Wissenschaft auf ihn aufmerksam machen. Da lassen sich ungeheure Erkenntnisse für den Urzustand der Künstlerpsyche holen. Die analytische Methode . . .“

Da blies das Orchester den dritten Tusch. In den Logen wogten die Reihher und nackten Schultern.

Ein Knabe von acht Jahren sagte zum Papa: „Laß mich das auch lernen, Vati!“ Ein Mädchen von zehn flüsterte: „Muttchen, das ist doch Schwindel, nicht wahr?“ Und eines von dreizehn, das auf der schwanken Brücke ins Jungfrauland stand, schwieg. Die Mama sagte: „Nun, Gerti, was sagst du? Sitz' grade, die Schultern zurück! Laß nicht die Unterlippe hängen!

Sprich etwas! Denke, du seiest in Gesellschaft und mußt dich unterhalten. Gott, Gerti, andere Mädchen in deinem Alter! Wie sollst du je zu einem Manne kommen! Also, wie gefällt er dir?"

Gerti schwieg, und ihre grauen Augen wurden naß. Sie dachte: „Ich liebe ihn! Unglückliches Kind! Ich liebe dich, Raffaellino!“

Da stand die grüne Dame wieder im Rampenlicht, verbeugte sich, als hätte sie dieses Wunder, den Knaben und sein Kunststück, zustande gebracht, und bat um ein neues Thema.

Nach einigem Hin und Her, was nicht ohne viel Gelächter von seiten der Bürger im Parterre und diesmal mit reger Beteiligung des sozial und räumlich höher gestellten Logenpublikums abging, ward die Aufgabe dahin formuliert: eine Kuhweide mit einem schäfernden Hirtenpaar.

Die grüne Dame wandte sich zu Raffaellino, übersetzte das Gewünschte in ein fragwürdiges Französisch und nahm ihre klassische Pose ein. Die Musik begann. Und wieder starrte das Kind ins Wesenlose, aus dem sich ihm die Gebilde hoben. Welche Bilder zogen an ihm vorbei, welche Erinnerungen beschwor er, welches Geheimnis vollzog sich in diesem Kinderhirn?

Er wandte sich zur Staffelei, sprang auf den Tritt, plötzlich lebhaft und aktiv, riß die Mondscheinlandschaft so heftig ab, daß ein Seufzer durchs Publikum ging, nahm eine grüne Kreide auf und schon flog seine rührende kleine Hand über das frische schwarze Papier.

Indes eine Wiese entstand, auf der fleckige Kühe weideten, Berge sich reckten in hellem Weiß vor einem selig blauen Himmel, dachte der Knabe: „Wie hieß es? Mürren — ja, Mürren! Das war vor acht Monaten. Am letzten Juni schneite es noch. Die Berge, die Berge! Sie haben sich so in meine Nehhaut eingepreßt, daß ich glaube, wer tief in meine Augen sähe, müßte sie dort stehen sehen, ewig weiß vor dem wechselnden Himmel.“ Und seine billige Kreide zauberte auf dem armseligen Papier den Zug der Ewigen hervor: Eiger und Mönch bauten sich zur Jungfrau hinauf; die Ebenflüh, gleißend wie ein Spiegel, führte zum

Mittagshorn; das Breithorn wuchtete über dem abgründigen Tal, und weiter zogen die leuchtenden Grate und weißen Hörner. Der Knabe setzte eine Hirtin in die Wiese und stellte einen Buben neben sie, der ihr einen Buschen Alpenrosen reichte. Dabei dachte er: „Ach Gott, wäre ich doch so ein Kind, das im Theater sitzen und mir zusehen kann! Die gehen dann in ein Haus, das ihnen sicher ist. Ich muß alle vier Wochen weiter. Die müssen morgen früh aufstehen, ich darf schlafen, solange ich will. Sie haben Lehrer und Unterricht und Freunde. Ich lerne grade lesen und schreiben und bin allein. Ja, Pierre, mein Hund, das ist alles. Der wartet jetzt auf mich. Aber schließlich, er ist ein Hund ... Nein, ich muß dem Burschen eine rote Jacke geben, es fehlt sonst ein Akzent im Bild, und das Himmelblau muß im Rock des Mädchens wiederkehren. Sonst gibt es kein Gleichgewicht. Ach, wozu? Wer da unten sieht denn das? Man will ja gar nicht Kunst von mir. Ich bin bloß der jüngste Schnellmaler. Wenn man nur erkennt, was es vorstellt. Kunst ... Da, da habt ihr's!“

Er zerbrach die blaue Kreide, warf sie fort und sagte laut: „Basta!“

Aber aus der Kulisse, wo sein Impresario stand und ihn beobachtete, tönte die fette und gemeine Stimme: „Je t'en défie bien, mon petit!“

Die Musik begrüßte die Vollendung des Bildes mit einem Tusch, Madame mit ihrer graziösen Geste und das Publikum mit Applaus. Der Knabe dachte: „Ich muß mal etwas Abwechslung hineinbringen. Es ist mir zu langweilig. O Sinnlosigkeit und Blödigkeit!“

Und er verließ seinen Platz an der Staffelei und ging ganz vor, bis hart an die Rampe. Da stand er blaß und ernst und verbeugte sich. Er sah die Kinder in den Logen, ein kleines Mädchen warf ihm einen Beilchenstrauß zu, den die Mutter von ihrer Brust gelöst hatte. Aber sie warf zu kurz, er fiel ins Orchester, und der Klarinetist reichte ihn dem Knaben hinauf. Der ergriff die Blumen und erschraf, sie waren ganz warm, von der Brust der blonden Frau oben; eine Welle ging durch sein Blut, und ihm war, als höbe sie ihn. Er schwankte. Wunder-

finder vermögen mit neun Jahren mami-
bar zu empfinden.

Wunderfinder sind das Gesehloße und
Ungeregelte, das Unwahrscheinliche und
Wunderbare. Raffaellino, gedanklich alt-
klug, künstlerisch frühreif, war auch sinn-
lich wach. Er lächelte matt. Durch einen
Schleier nur sah er das Gewohnte: ein
Diener drängte sich durch das Parkett und
trug wie eine Trophäe ein vom Im-
presario bestelltes Blumenarrangement,
das eine Staffelei vorstellte.

Diese blühende Staffelei ward von
Madame in Grün lächelnd angenommen
und aufgestellt. Sie beugte sich zu Raf-
faellino hinab und flüsterte lächelnd, so-
daß das gesamte Publikum dieser Zärtlich-
keit applaudierte: „Du dummer Junge,
steif bist du wieder und langweilig! Ein
Wunder, daß sie klatschen. Fix, reg' dich,
lächle, einen Handkuß! Esel!“

Sie richtete sich auf und streichelte den
Knaben übers Haar. Nein, er mußte still-
stehen, durfte die Hand, die ihn verstoßen
am Haar riß, nicht abschütteln. Er ge-
hörte seinen Eltern; die hatten ihn ver-
kauft, nun gehörte er den Fremden. Daß
er zuerst sich selbst gehörte, ahnte er wohl.
Aber was nützt einem Kinde diese Er-
kenntnis! Konnte er mit seinen jungen
Beinen und Armen in die Welt ziehen
und arbeiten? Seine neun Jahre waren
die Fessel. Ja, in zehn Jahren, in zehn
Jahren . . . Aber das war unendlich fern,
und bis dahin war sein Talent verpfuscht.

Inzwischen hatte Madame neuerlich
das Publikum haranguiert und erzählt,
daß Raffaellino unlängst in Florenz sich
aufgehalten und die dortigen Samm-
lungen besucht habe. Als Probe auf sein
phänomenales Bildgedächtnis bitte sie
nun, irgend ein Florentiner Bild, wenn
auch kein zu entlegenes, zu nennen, das der
Knabe dann schnellstens aus dem Gedächtnis
wiedergeben werde. Selbstverständlich
könne man — schon des Materials wegen
— keine vollendete Kopie erwarten, son-
dern in den fünf Minuten würde natürlich
nur eine Farbenskizze des Originals zu-
stande kommen. Sie verbeugte sich. Raf-
faellino riß seine Hirtenszene von der
Staffelei und ordnete seine bunten Krei-
den. Dann wandte er sich um und sah
ins Publikum. Gespannt und unruhig.

Was würde man nennen? Nun, gewiß
eines der bekanntesten Bilder. Er hatte
selbst diese Pointe seines Auftretens er-
dacht, als er sich seines Gedächtnisses für
Kunstwerke bewußt wurde. Linien und
Farben bewahrte er gleicherweise in sich
auf. In seinem Hirn lagen wohlgeordnet
alle Bilder, die er je intensiv studiert
hatte. Da hatten sich Botticellis Linien
ebenso eingegraben wie Raffaels zar-
teste Lasuren, die verwischten Tinten
eines Turner wie der Strich Rembrandt-
scher Radierungen. Er stand da und
wartete.

In einer vorderen Reihe sagte ein
Herr mit sanfter Stimme: „Tizians
Venus von Urbino!“

Madame wartete, ob ein Einspruch
oder anderer Vorschlag laut würde. Aber
es blieb still, und so wandte sie sich zurück-
tretend an den Knaben. Der nickte. Er
hatte schon gehört. Im selben Augen-
blick sah er das schöne Bild im stillen
Lichte der Tribuna hangen, sah sich selbst
so winzig klein davor, anbetend und studie-
rend zugleich, die Nuancen im Fleisch der
nackten Frau sich ebenso einprägend wie
den unmateriellen Zauber, der von ihr
ausging.

Er hätte sofort beginnen können, seine
Vorstellung zu fixieren; aber er dachte,
man müsse es den Leuten etwas schwierig
erscheinen lassen und sich selbst etwas in
Szene setzen. Einer der Lehrfächer seines
Impresarios war: „Können ist wenig,
Pose ist alles!“ Und „Wo die Hand ver-
sagt, hilft ein Lächeln aus.“ Oder: „Wenn
du die Augen des Publikums nicht be-
friedigen kannst, rühre sein Herz!“ Denn,
wahrhaftig, der Impresario hatte recht:
Das Ungeheuer Publikum hat ein Herz.
Ob es nun hört, sieht oder liest, wenn man
auf sein Herz spekuliert, gewinnt man.
Es ist ein sentimentales, törichtes, leicht
gerührtes Herz. Ein Kinderblick kann es
überfließen lassen, gut demonstrierte
Mutterliebe es nachhaltig erschüttern.

Darum also legte Raffaellino jetzt sein
blasses Gesicht in seine Hände, zog die
Schultern hoch und tat, als zwänge er sich
eine unerhörte Konzentration ab. Das
Herz des Publikums spannte sich, halb in
Jammer und Mitleid, halb in Grausam-
keit. Und das übrige tat Madame in Grün,

indem sie die liebevolle Mutter spielte. Achtlos verließ sie ihre vorteilhafte Pose, näherte sich bis auf drei Schritt dem leidend vertieften Kinde und hob die Hand, als wollte sie seinen Scheitel segnen — alles von fern, um seine Intuition nicht zu stören; gleichzeitig trat ein gramvoller Ausdruck in ihr üppiges Gesicht, und sie verstand es, ihre Augen feucht erstrimmern zu lassen. Ein heiliges Schweigen umgab diese Gruppe der Liebe und Inspiration.

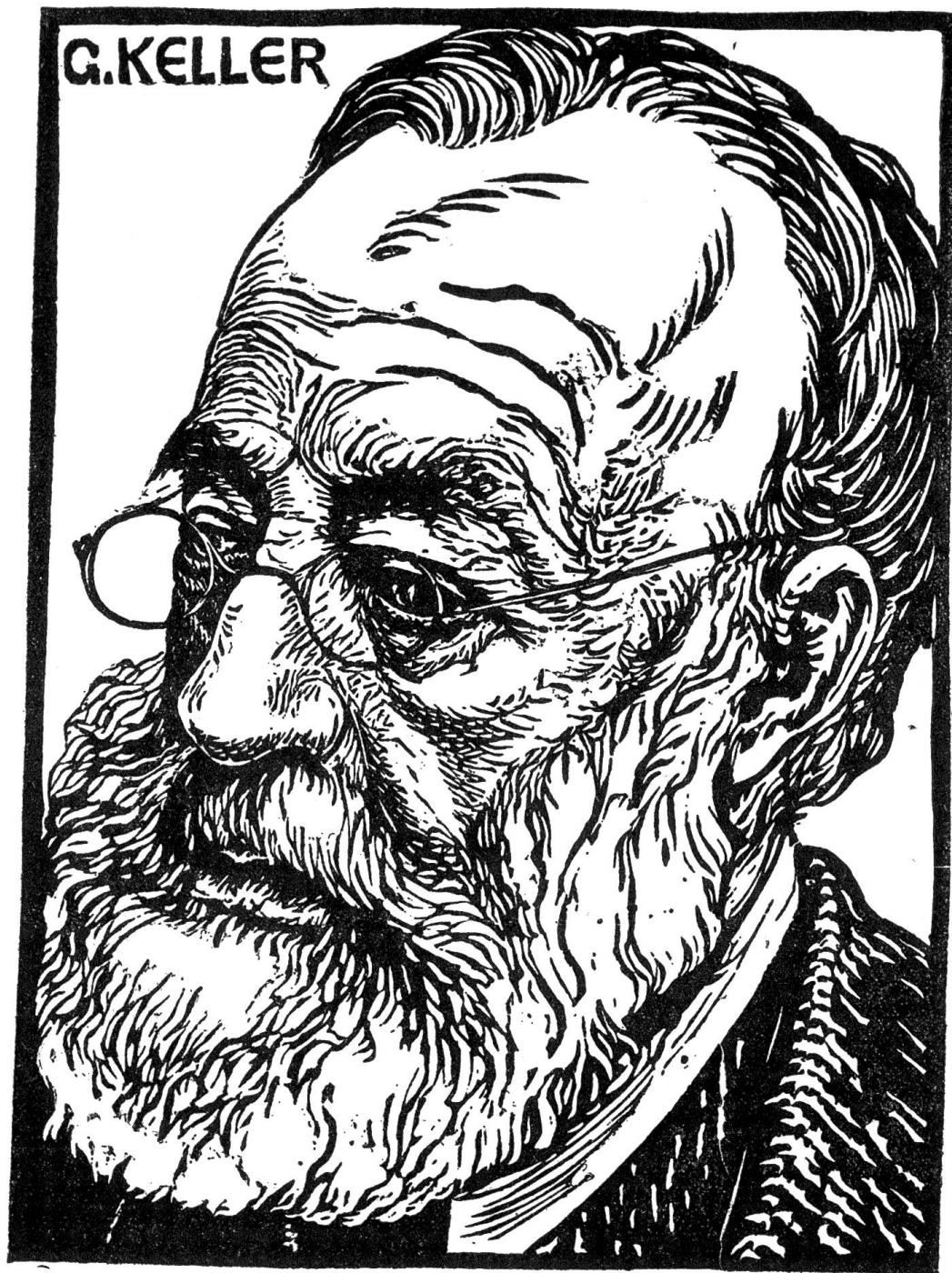
Blökölich, rasch, jäh, ungestüm und leidenschaftlich wandte sich der Knabe um, ergriff eine rosagelbliche Kreide und zog mit unerhörter Kühnheit und Sicherheit den Kontur des Frauenleibes in das schwarze Nichts des Papierees hinein. Er legte mit rasend schnellen Bewegungen den Kopf an, das blonde Haar, skizzierte den tiefen Raum, das Fenster, den Baum davor, deutete die beiden Dienerinnen bei der Truhe im Hintergrunde an und griff schon nach Rot und Weiß, um das Ruhebett mit seinem Laten zu schraffieren. Und dabei dachte das Kind: „O Florenz, wenn der Mond über Fiesole aufgeht! Er schien in meine Stube, und sein Licht kühlte mich wie Wasser. Wenn ich einmal sehen könnte, wie er in die Tribuna scheint und diese Frau beleuchtet! Diesen Leib zu zeichnen, ist so, als ob man ihn streichelt. Wenn ich diese Hüftenlinien ziehe, spüre ich ein kühles und seidiges Fleisch. Ich spüre den Geruch des Zimmers — aus der Truhe kommt Lavendelduft — und den Geruch des trocknenden Haares. Eine Frau — ein Wort! Eine nackte Frau, eine Göttin der Liebe — der Liebe — ein Wort! Frau, Liebe — zwei Worte, ein Geheimnis! Was ist das? Manchmal bin ich wie blind. Ich sehe nichts und weiß nichts. Ich verstehe alles nicht. Ich male? Ich habe einen Künstler in mir? Aber die Welt ist mir ja zu. Ich kann mich ja nicht regen. Ich bin wie eine Schmetterlingspuppe. Man muß doch Mann sein zum Schaffen. Ich schaffe und bin kein Mann. Denn da ist ein Geheimnis. Man ist nicht Mann, wenn man es nicht kennt. Wie kann ich nur leben?! Nackte Frau, da liegst du! Du Geheimnis, du Wunder! Ach, könnte ich tot sein ...“

Langsam trat er von seinem Tritt herunter. Auf der Staffelei stand das Bild des Tizian, nicht mehr als angedeutet und doch in wunderbarster Weise getreu mit den armseligsten Mitteln wiedergegeben. Der Kontur der liegenden Frau war vollkommen.

Der Vorhang ging zusammen, und während eines rasenden Beifalls trat der weiße Knabe allein aus den Falten des gelben Samtvorhangs heraus. Winzig klein und schwächlich, mit bläulich umrandeten Augen, das dicke Haar bis zu den Brauen hangend, stand er wie ein Marionettchen an der Stoffwand. Er stemmte die linke Hand in die Hüfte — wie ein David des Verrocchio, mit den gleichen zerbrechlich-zierlichen Gelenken und derselben herben Grazie und krankhaften Empfindlichkeit — und verbeugte sich lächelnd. Blumen, aus Gürteln und Ausschnitten gelöst, fielen vor ihm nieder. Er bückte sich nicht, er stand in dem blühenden Regen, nur seine Augenlider zuckten nervös. Der schöne Kapellmeister nickte ihm zu, er war immer gut zu ihm. Und das Kind lächelte. Es sah jetzt in dem erhellten Saal, der vorher wie eine Riesenkammer mit Leichenköpfen ausgesehen hatte, die tausend erregten Gesichter, glatte, bärtige, rote, weiße, aufgedunsene, schmale, schöne, verzerrte. Der Dunst des Publikums strömte ihm zu, von den klatschenden Händen aufgewühlt. Ihm wurde übel. Er schlüpfte hinter den Vorhang. Schon stand auf der Bühne Madame Sinaida mit ihren Affen, Katzen, Kadus und Hündchen. Sie war ungeduldig, schimpfte und peitschte einen Ring Charles, der sie flehend ansah. Es wurde ihr zu spät, sie wurde erwartet. Die Kadus krächzten, und einer hieb wütend nach Raffaellinos Ohr. Madame schlug ihn mit einem silbernen Stöckchen.

Raffaellino mußte noch einmal vor den Vorhang. Ein Tusch begrüßte ihn. Er lächelte obenhin und winkte mit seinem rotseidenen Tüchlein. „Merci beaucoup,“ sagte er, „merci, messieurs, mesdames!“ Er hatte eine rührend kleine Stimme, tonlos und dumpf wie Kupfer, gleichsam ausgelöscht, ausgeklungen, verschluckt.

Die Dame in Grün kleidete sich um. Raffaellino sah in die Garderobe hinein.



Karl Hanny, Bern.

Gottfried Keller.
Originalholzschnitt.

Fünf Radkünstlerinnen zogen sich gerade aus und schlüpfen in fleischfarbene Trikots. Die Sängerin aus dem ersten Teil saß noch immer da und schwakte von Petersburg, wo ein Großfürst sie angebetet haben sollte. Es hörte ihr niemand zu als die Friseurin, die noch neu war. Die Garderobefrauen liefen hin und her und nestelten an den fünf Mädchen. Eines von ihnen, eine magere Kote, winkte lachend Raffaellino herbei. Sie war halbnackt. Der Knabe verzog den Mund und lief fort. Der Impresario stand schon mit seinem Mantel da, einem reizenden verschürzten Mäntelchen mit Persianerkragen und einer gleichen Mütze.

Der Komiker, ein feister Kerl in Rekrutenuniform, lehnte im Gang und erzählte den letzten Bretterwitz. Dann, endlich, kam Madame. Ein Kakadu auf der Bühne schrie laut seinen Namen. Die drei gingen, das große stattliche Paar, in ihrer Mitte das schwächliche Kind. Sie stiegen in eine Droschke und fuhren in ihre Pension. Ein eisiger Januarwind strich durch die leeren öden Straßen.

„Un succès!“ sagte der Mann. „Nun, es war zu erwarten.“

Madame sagte träumerisch: „Die Logen waren gut besucht. Ein alter Herr saß im Proscenium links, ich wette, der kommt jeden Abend. Er fraß direkt den Jungen auf.“

„Nun, nun,“ sagte Monsieur, „wir sind ja da, zu wachen.“ Und in einem Anfälle von Zärtlichkeit streichelte er dem Kinde die Hände. Raffaellino zuckte zusammen. Er war tief in das Geheimnis versunken gewesen ...

Während das Publikum im Theater den weiteren Darbietungen durchaus hingeeben war, hatten zwei Herren nach Raffaellinos Abgang das Haus verlassen, ein kleiner, runder zufriedener und ein großer, blasser, schlanker unglücklicher.

Der Erste, der ein Bildhauer war, sagte: „Du, Peter, das war fabelhaft. Aber ein Künstler ist der Junge wohl kaum, nur ein Gedächtnis- und Handfertigkeitssphänomen. Geschicklichkeit, nicht mehr. Was meinst du?“

„Vielleicht,“ sagte der Zweite ganz zerstreut. Er war Maler, nicht grade berühmt, aber doch ein ganzer Künstler.

„Die Mama,“ sagte der Erste, „ist ein pompöses Ding. Noch immer in Form. Hast du die Oberarme gesehen?“

„Vielleicht,“ sagte der Zweite. Er war es gewesen, der mit sanfter Stimme Lizians Venus von Urbino vorgeschlagen hatte.

Der Erste sagte kopfschüttelnd: „Ja, woran denkst du, Peter? Hat dich etwa der kleine Junge gerührt? Ach, glaub mir, das ist ein abgefesimtes Bürschlein, verdorben und raffiniert, ohne Spur von Natürlichkeit, ein Artist in Kinderhosen, heut schon verlüdert, ein kleiner Tunichtgut. Oder was meinst du?“

„Vielleicht,“ antwortete der Maler abwesend.

„Ach geh!“ sagte sein zufriedener Freund unwillig.

* * *

Oben, in Belleville, in der Rue Manin hatte Papa Gruet sein Café-Bar. Es war ein kleiner sauberer Raum mit drei Tischen um den hufeisenförmigen Schanktisch, auf dem die Maschinen für Kaffee dampften. In großen Flaschen funkelten die Apéritifs, und die schweren Sirops glänzten dumpf. Ein Bursche in Weiß sorgte für Sauberkeit. Mit einem großen Lappen wischte und putzte er und bediente die Gäste, die sich draußen auf der Straße an den Tischen niederließen, unter dem Sonnensegel im Sommer, im Winter am Koksöfchen.

Frühmorgens kamen die Arbeiter der Gegend, tranken ihren Kaffee und aßen ihre Coiffants. Dann wurde es still. Vielleicht trat im Laufe des Vormittags ein Nachbar, ein Passant, eine ermüdete Frau ein. Aber abends, abends kamen, ehe sie auszogen, die Apachen und die Mädchen ohne Hut, die ihre Hände in die Schürzentaschen vergraben und Blide um sich schleudern aus gemalten Augen und mit blutroten Lippen ihre Grenadine au Kirsch schlürfen. Da reiheten sich die „petits noirs“ aneinander, es duftete köstlich. Scherzworte flogen hin und her, weiße und wüste Gesichter wiegten sich.

Dann, nachts, kamen die Dirnen mit ihren Männern, einen zu trinken, ehe sie in ihre Mansarde hinauffstiegen. Zuhälter erwarteten ihre Mädchen, und auf

den runden Marmorplatten klangen die gezählten Sous und Franken. Papa Gruet wachte hinter dem Schantisch, um die große Messingmaschine spähte die schöne Mama Manon, der Kellner duselte im Stehen. Und inzwischen schlief hinten in der Stube der kleine Pierre ahnungslos in sein seltsames Schicksal hinein.

Er war der einzige Sohn, und Mama Manon hatte ihn von einem Offizier aus der Avenue Victor Hugo mit in die Ehe gebracht. Er wuchs, ein feines Prinzlein, da in Belleville auf, angesichts der Buttes Chaumont, die wie eine Phantasmagorie aus dem Arbeiterviertel stiegen. Umkreist von gemeinem, lautem, arbeitswütigem und lustvollem Leben, wuchsen Bäume und Sträucher, blühten Wiesen wie in freier Natur.

Der große Fels thronte inmitten und hob das Tempelchen in den Himmel von Paris. Sonne umgleißte es, Sterne umtanzten es, es stand vor goldenen Abendwolken und im Mondglanz. Wenn es abends still wurde, klang das Rauschen des Wasserfalls durch das Wispern der Wipfel bis in die Café-Bar. In den Duft der Schokolade, der Absinthe und Brioche hinein schlugen die Gewürze des Parks. Birken rochen keusch und bitter, Linden süß und die Nadelhölzer herb und dick. Das Land, des Parisers geliebtes „Land“, hatte hier eine Dase mitten in die Riesenstadt gepflanzt. Liebeswärme auf den schmalen Wegen, gemeine und liebliche, denn beide sind in Paris zu Haus, die lasterhafte wie die keuscheste.

Oben auf der Brücke, die sich so kühn zum Felsen hinüberschwang, standen Schwärmer und sahen hinüber nach dem heiligen St.-Denis. Der unheilige Montmartre haute sich in blauem Dunst auf. Nachts entließ er seinen glühenden Atem, und die verlorene Stimme seiner Lust scholl schwach herüber. Dann träumte der Park unter dem Wandel der Sterne.

Ein Wächter machte langsam die Runde, an flüsternden Bosketts und seufzenden Rondellen vorbei. Er störte die Paare nicht, die Suchenden irrten umher,

das Rollen der Bahn klang dumpf herein, ein singender Arbeiter ging am Gitter vorbei, und die Ragen schrieen auf den Dächern der Rue de Boharis. Zwischen dem Schlotgewirr, aus einem wipfellofen Stummelwald, stieg rot, riesengroß, unheimlich der Mond, und plötzlich lag der Häuserhügel des Montmartre bleich und nah da, und im kühlen Licht erschauernd rauschte der ganze Park erschrocken auf.

Wenn die Sonne schien, saß Pierre Gruet, das dunkle lange Haar über den Augen, auf der Schwelle der Bar und sah und sah. Er spielte nie. Umsonst lockten ihn die Kinder. Er war nie Kind. Dreijährig war er ein melancholischer Knabe, fünfjährig ein stiller Schwärmer und trauriger Träumer. Er kritzelte auf Papier und malte hin, was er sah. Er malte die ab, die vorübergingen, malte die Bäume, den Felsen, die Häuser, Wagen und Tiere. Er sprach nicht, er zeichnete. Das war sein Spielen, sein Austoben, sein Ausruhen. Er kam auf die Schule und litt und blieb allein. Seine Hefte füllten sich mit ungefügten Bildern. Was er sah, floß unmittelbar in seine Finger, in den Stift, der aber nur unvollkommen gehorchte. Dann weinte Pierre, wenn er das Geschaffene mit dem Vorbild verglich, er zerriß das Papier und ließ es verflattern. Der Sechsjährige strich einsam durch den Park, sah sich die Dinge der Erde an und prägte sie sich ein. Er hatte eine wunderbare Tiefe in sich, in die er die Erscheinungen einsog und die Welt, soweit er sie erfaßte, sammelte. Er bekam bunte Stifte und Farben geschenkt. Die Apachenmädchen liebten und verwöhnten ihn, die Arbeiter hoben ihn auf und küßten den Widerspenstigen, der sie mit dem Stift karikierte. Nun gab er seinen Bildern Farben, erhöhte Wirklichkeit. Er war sieben Jahre alt und empfand wie ein schöpferisch bedrängter Jüngling. Malend saß er auf der Schwelle der Bar. Da kam das Schicksal... Es kam in der Gestalt eines aufdringlich eleganten und parfümierten Herrn und hieß Gustache Beaufort.

(Schluß folgt).